

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabetn.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ein paarmal noch fuhr sich Kessler aufgeregt über die Stirn. Dann warf er ihnen allen die Worte hin, laut, fast herausfordernd:

„Na ja — auch ganz gleich. Heut' abend werdet ihr's ja doch schon in allen Zeitungen lesen: Der Kessler hat seinem Direktor Ohrfeigen angeboten — vor versammeltem Personal.“

„Um Gottes willen, Heinz!“

Und Gerda wurde ganz blaß.

„Nijeh!“ Astrid piff es durch die Zähne. „Aber wie kam das denn bloß?“

„Ja, wie kam's? Systematisch vorbereitet war alles. Sie wollten mich eben ärgern, mich reizen, zu einem Kontraktbruch drängen — um mir mein Engagement an der Hofbühne zu verpulvern.“

Kessler wandte sich jetzt seiner Frau zu, die noch ganz schreckensstarr dafuhr.

„Ich sagte dir's ja schon heute morgen: sie führen was gegen mich im Schilde — nicht wahr?“

Sie nickte bestätigend, aber nur matt.

„Nun siehst du, und heute auf der Probe kam's eben zum Koch. Vassell, der Oberregisseur, empfing mich schon so mit einem spöttischen Grinsen, einer ironischen Höflichkeit. Wir waren dann mitten in der Arrangierprobe zu dem neuen Sudermann. Du weißt, ich hatte den Winkler bekommen, den Träger des ganzen Stücks — da kommt plötzlich der Bureaudiener und bringt mir einen Brief vom Direktor. Ich ahne ja gleich eine Niedertracht — sehe ich doch Vassell drüber so gemein feixen — reiße den Brief auf und richtig: ich soll meine Rolle abgeben — an Hertel, den zweiten Charakterspieler. — Na, du kannst dir denken, wie mir da war. Als ob ich einen Schlag ins Gesicht bekommen hätte, auf offener Szene. Und sie standen ja auch alle da, gafften mich an, und Vassell lächelte in sich 'rein. Aber da hatt' ich mich wieder.“

Unwillkürlich redete Kessler sich auf, sein Mienenspiel ward dramatisch, als habe er die geschilderte Szene auf der Bühne darzustellen, und auch seine Sprache nahm Bühnenslang an, als er nun weiter sprach:

„Einen kalten Blick zu dem Boten, der immer noch vor mir stand, als warte er auf Bescheid, und ich werf' ihm hin: „Bestellen Sie Ihrem Chef, er möchte sich meine Antwort auf diese Impertinenz von mir selber holen.“ — Das schlug natürlich ein. Wie eine Bombe. Alles mäuschenstill, aber Augen machten sie — so!“

Und er riß seine Brauen hoch, markierte maßlose Verblüffung.

Während er so berichtete, sah Gerda da mit einem immer stärkeren peinlichen Empfinden. Seine ganze Art hatte etwas so Schauspielerhaftes bekommen — offenbar ohne sein Wollen und Wissen — aber es war doch einmal da und berührte sie aufs unangenehmste. Gerade das hatte sie ja von Anfang an stets an ihm so geschätzt, daß er im privaten Leben so gar nichts vom Komödianten an sich hatte. Und nun mußte sie diese Beobachtung machen.

Unwillkürlich blickte sie, während er weiter sprach, auf Schwester und Schwager. Ob die wohl auch das gleiche Empfinden hatten wie sie selber? Klaus sah ja zwar mit seiner gutmütigen, ruhigen Miene da und hörte aufmerksam zu, aber Astrid — stand nicht in deren Augen ein leises Befremden?

Da fühlte es Gerda plötzlich heiß in sich aufsteigen. Sie schämte sich in diesem Augenblicke fast ihres Mannes vor den Verwandten. Und diese Nervosität in ihr steigerte sich bis zum Unerträglichem, als Heinz nun in seiner Schilderung fortfuhr, wie dann der Direktor wutbevend auf die Bühne gestürzt wäre und sich nun alles Weitere abwickelte.

Immer drastischer ward da seine Darstellung, er be- rauschte sich offenbar an sich selbst, an der großen Szene, die er vorhin vor seinen Kollegen gehabt — einmal in Wirklichkeit quasi als tragischer Held! — und so lebhaft ward er unbewußt, daß ein Kellner, der einige Tische weiter mit Abräumen beschäftigt war, plötzlich auffuhr und zuhörte — mit einem leisen Lächeln in dem attraktivsten Gesicht.

Da ertrug es Gerda nicht länger.

„Bitte, Heinz — nicht so laut!“

Unanfällig raunte sie es ihm zu. Kessler, noch immer schwer gereizt, empfand dieses Korrigieren als eine Verletzung und branste auf:

„Herrgott! Ich weiß doch allein, was sich gehört!“

Dem Kellner drüber glitt es übers Gesicht. Diskret wandte er sich ab und beugte sich über seinen Tisch. Aber Gerda erblaßte. Da war es geschehen, wovon sie am Sonntag, halb im Scherz noch, gesprochen hatte. Geschehen schon nach zwei kurzen Tagen: er hatte sie angefahren, rauh und rüchlichlos, im öffentlichen Lokal.

Ihr war, als sänte er, zu dem sie aufgeblickt, plötzlich nieder von seiner Höhe. Tief, tief in den Staub. Nun war das, was so schön gewesen war, auch erfahrt vom Alltag. Nichts, nichts war von Dauer. Und sie ward sehr still.

Aber auch die andern blieben nicht unberührt davon. Astrid und Peterfen wechselten einen stummberedten Blick. Die Schwester Gerdas spielte dann verlegen an ihrem Glas, während der Schwager mit erzwungener Unbefangenheit dem Schluß von Kesslers Erzählung zuhörte.

Heinz führte seinen Bericht zu Ende, in bewußtem Trotz mit unverändertem Ton. Aber dabei empfand er nur zu wohl, daß er sich da eben eine häßliche Blöße gegeben hatte. Die Erkenntnis seiner Schuld reizte ihn aber nur noch mehr. Gegen Gerda, die die Veranlassung dazu gewesen, wie gegen sich selbst.

So war die Stimmung plötzlich sehr ungemütlich geworden, und alle empfanden es daher als eine Erlösung, als nun Klaus seine Uhr zog, anscheinend überrascht:

„Wie? Schon drei? Da muß ich mich ja sofort fertig machen für meine Konferenz. Ihr müßt schon entschuldigen, Gerda und Heinz, aber es geht halt nicht anders.“

So stand man denn auf. Petersens, die im Hotel wohnten, geleiteten ihre Gäste noch bis ans Portal, die beiden Damen gingen voraus. Da wandte sich Klaus halblaut an den Schwager:

„Du — übrigens, wenn die Affäre noch ein Nachspiel haben sollte — du verstehst mich — ich bin selbstverständlich ganz zu deiner Verfügung.“ Der Referent in ihm regte sich, die gesellschaftliche Korrektheit auch in solchen Dingen. Doch fügte er noch hinzu: „Natürlich würde ich vorher eine friedliche Beilegung versuchen. Das ist man ja als verheirateter Mann seiner Frau schuldig — selbstverständlich.“

Doch Kessler lachte nur sarkastisch:

„Besten Dank, lieber Klaus. Aber ich werde deiner Dienste nicht bedürfen. Bei uns auf dem Theater knallt die Pistole nur auf der Bühne — Herr Kiemer ist ein vorsichtiger Mann.“

Petersens Miene ward da unwillkürlich einen Schein reservierter. Na ja — eben Theater! Und es war ihm, als ob das auch auf Kessler abfärbte.

Im Portal drückte Astrid mit ungewohnter Wärme der Schwester zum Abschied die Hand. Dann stiegen Kesslers ins Auto und fuhren heim.

Petersens gingen in ihr Hotelzimmer. Als sie oben waren, pfiß Klaus leise durch die Zähne und sah Astrid an:

„Du — das eben gibt zu denken.“

Astrid nickte.

„Na, die arme Gerda! Ich merkte es ihr ja schon heute vormittag an, daß da nicht alles stimmte.“

Klaus Petersen blickte nachdenklich vor sich hin.

Seine kluge, kleine Frau verstand, was ihm durch den Kopf ging: Gerdas eigene Schuld! Hätte sie früher richtiger gewählt, so wäre ihr das einmal erspart geblieben. Und leise trat sie zu ihm und legte das blonde Köpfchen an seine Schulter.

„Du — da sind wir doch besser dran miteinander. Gest, Klauslein?“

Der junge, glückliche Gatte gab ihr die Antwort sehr ausgiebig auf den roten Mund. —

Schweigend waren Gerda und Heinz heimgefahren, wortlos die Treppen zu ihrer Wohnung hinaufgestiegen, stumm ins Zimmer getreten, jeder in das seine.

Nun sah Gerda am Fenster und ihre Blide gingen in bitterem, aufwühlendem Schmerz den ziehenden Wolken da oben nach.

Lange sah sie so und ward sich dessen bewußt mit grausamer Klarheit: da war ihr heute etwas zerstört worden, das ging nie wieder aufzurichten. Sehend war sie geworden. Aber sich und Heinz zum Unheil. Unbarmherzig klar stand jetzt vor ihr, was an ihm störend und minderwertig war. Der Nimbus, der für sie seine Persönlichkeit umfloss, der sie geblendet und fasziniert hatte — er war traurig zunichte geworden. Wie war das Leben doch grausam!

Und tief sank ihr der Kopf herab.

Dann ging die Tür. Sie richtete sich auf — ihr Mann kam. Bögernd erst noch, dann aber entschlossen. Und nun fühlte sie seine Hand auf ihrer Schulter.

„Gerda — ich kann nicht um Verzeihung betteln wie ein Schulbube. Aber ich weiß — ich tat dir weh vorhin. Und du hastest wohl recht. Ich war etwas laut. Aber halt's meiner Erregung zugute. Ich hab' doch nun mal dies blödsinnige Temperament. Also, komm — laß uns wieder vernünftig sein. Wir sind doch keine Kinder mehr und wissen: das ist halt mal nicht anders. Man kriegt sich auch mal zu packen in der Ehe. Menschliches — Allzumenschliches! Die Hauptsache ist nur: so was nicht lange einreisen lassen. Deshalb bin ich auch bei dir. Also komm — sei wieder lieb, Bébé.“

Und er nahm ihr einfach die Hand von der Stirn und bog ihr Gesicht herauf zu sich. So küßte er sie und fragte dann, lachend:

„Na — nun wieder alles in Ordnung?“

Sie nickte mit einem schwachen Lächeln. Aber im Innersten klang es ihr wie eine dunkle, traurige Weise, die sie

einst legendwo gehört: von einer Wunderlaute, deren Saiten, einmal gesprungen, nie wieder mehr zu heißen gingen.

Zwischen Furchten und Hoffen erwartete Gerda am anderen Mittag die Rückkehr ihres Mannes. Er war zum Hoftheater gegangen, um den Intendanten persönlich über den peinlichen Vorfall zu berichten, von dem in der Tat bereits sämtliche Blätter gestern abend oder heute früh Mitteilungen gebracht hatten unter der Spitzmarke: „Ein etwas temperamentvoller Künstler“. Doch war die Haltung der meisten Zeitungen dem beliebten Darsteller gegenüber nicht unfreundlich gewesen. Man erkannte an, daß er in schikanöser Weise stark gereizt worden war. Das hatte Gerda die Hoffnung gelassen, auch die Hofbühne würde vielleicht die Affäre milder beurteilen, so daß Heinzens Engagement doch nicht gefährdet war.

Endlich hörte sie Heinz kommen, und nun trat er bei ihr ein, in sein Zimmer. Aber gleich der erste Blick sagte ihr genug:

„Es ist nichts mehr — nicht wahr?“

Er nickte und warf sich dann wichtig in den Klubstuhl.

„Aus! — Der Intendant erklärte mir sein höchstes Bedauern, aber selbstverständlich könnte nach dem sehr fatalen Vorkommnis mein Eintritt in den Verband der Hofbühne nicht mehr in Betracht gezogen werden. Aus Gründen der Disziplin. — Na, da haben sie's also richtig erreicht, was sie wollten, Kiemer und Konsorten, die Salunken!“ Und zähneknirschend hieb er mit der Faust auf die Lehne.

Gerda schreckte empor. Fast noch mehr infolge dieses Ausbruchs seiner Leidenschaft als wegen seiner Unglücksbotschaft. Und stumm beschworen ihn ihre Augen: nur nicht wieder solch Selbstvergeßen, solche Unbeherrschtheit! Wenn er sie doch nur verstehen wollte.

Aber in seinem todernden Grimm achtete er gar nicht auf sie. Nur seinen eigenen Empfindungen ging er nach, gab er, explosiv Ausdruck.

„Die Bande! Elenden Schleicher! Hätte ich die Burschen nur hier. So dicht vorn Ziel, und nun —!“

Abermals ein krachender Hieb unter wildem Rollen der Augen. Dann sprang er auf. So heftig, daß der schwere Sessel zurückslog und den kostbaren persischen Seidentepich in Falten warf. Mit geballten Fäusten schüttelte er die Arme, als wollte er die unsichtbaren Gegner zerschmettern. Dann aber ein Ruck, ein Aufwerfen des Kopfes und tiefes Atemholen, und in verändertem Ton brach er dann von neuem los:

„Aber mögen sie! Was macht's? Ich lache nur. Ich lache!“ Und er lachte wirklich, laut und dröhnend. „Ich bleibe, wer ich bin, auch ohne das Hoftheater. Heinz Kessler ist eine Klasse für sich. Er braucht euch nicht, ihr kümmerliche. Aber ihr ihn!“

Er sprach es aufgeregt vor sich hin, mit einer großen Geste, als redete er von der Bühne herab.

Gerdas Blick ruhte noch immer auf ihm. Aber das Erschrecken war einem geheimen Widerwillen gewichen. Da war ja wieder jener ihr so fürchterliche Theaterton. Und wenn sie sich auch selber sagte: es geschah ja nur in der Erregung, daß er darcin verfiel — sonst hätte er ja nie etwas davon an sich — sie kam doch nicht darüber hinweg.

Es war, als ob sie da etwas körperlich Widerwärtiges an ihm bemerkte. Sie hatte einmal solche Eigenheiten. Und im Moment fiel ihr auch ein Begebnis ein, aus ihrer Jugend. Sie hatte da einmal eine nahe Verwandte, die als Vogiergast bei ihnen gewohnt, morgens beim Anziehen überrascht, und dabei eine vielleicht nur zufällige Nachlässigkeit bei der Toilette wahrgenommen. Seit dem Moment war ihr die alte Dame zuwider. Und wie liebenswürdig und sympathisch sie auch sonst war, sie konnte das nie mehr vergessen. Noch heute regte sich dieser Widerwillen, wenn sie nur an jene dachte.

(Fortsetzung folgt.)

Hubert von Hertömer.

Von Georg Buch (Berlin).

Ueber den Kanal ist die Trauerkunde vom Hinscheiden Hubert von Hertömers gedrungen. Nach langem Ringen ist der zähe Körper vom Tode befreit worden. Obwohl in England seit Jahrzehnten ansässig und dieses als seine zweite Heimat betrachtend, rollte deutsches Blut in seinen Adern, denn seine Wiege hat in Waal bei Landsberg in Bayern gestanden. Hier,

wo sein Vater bis zum Jahre 1851 als geachteter Holzschneider tätig war, wurde er am 26. Mai 1849 geboren. Als Kind kam er mit dem Vater, der sich zur Auswanderung entschloss, nach Nordamerika und als achtjähriger Knabe nach England, wo er den größten Teil seines Lebens verbracht hat, nicht ohne der alten Heimat in warmer Liebe zu gedenken.

„Schlaf! Was willst du mehr?“ lautet der Kehrreim im „Nachtgesang“ des Weisen von Weimar. Nun schläft auch der große Künstler. . . Er ist nach langer Arbeit, nach vielen Mühen, nach Schicksalsstößen Schmerz- und wunschlos geworden — was könnte dem Menschen besseres beschieden sein, zumal, wenn er mit seinen Werken unvergessen bleibt? Grund zur Lage haben die Lebenden, denn der Verbliebene war der Kunst ein Liebling, durch den sie ihren klärenden Schein in das banalste Gerüchte des Tages und die Freunde am Schönen fandte.

Vor Hertomers Bildern sammelten sich in den Ausstellungen die Menschen, um eine Weile im Raubergarten zu schweben und dann mit unvergesslichen Eindrücken hinwegzugehen. Kein Zeugnis, kein Abschwächen hilft gegen die Tatsache, daß sein Bildnis der Miss Kate Grant auf der Berliner Jubiläumsausstellung des Jahres 1886 geradezu wie eine Offenbarung wirkte. Dieselbe Nacht über seine „Dame in Schwarz“ auf der Internationalen Ausstellung in München 1888. Kunst und Natur, innig gefeilt, brachten mit ihrer Harmonie all das leere Gerüchte von Naturalismus, Realismus und Idealismus zum Schweigen. Es strömte von dem Porträt der Miss Grant, von dieser weißgekleideten Mädchengestalt, die sich als die verkörperte Jugendlichkeit im hellsten Sonnenchein vom hellen Hintergrund abhob und mit ihren großen Augen mildernst in die Welt schaute, die lauteste Poesie aus. Ein feuchtes, warmes Leben, ausgedrückt mit den einfachsten Mitteln, sprach feierlich von Hohem und Schönerm und löste aus

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht beachtet,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Und noch tiefer, noch seelenvoller wirkte das Porträt der Dame in Schwarz, einer gereiften Frauenschönheit, an deren Zügen ein leichter Hauch melancholischer Resignation ruht. Nichts Gemächtes und Gewolltes in beiden Bildnissen — jedes ist ungewungen, natürlich und frei von allen Schwierigkeiten der Darstellung. Chronische Tadler nahmen Anstoß an den langen schbraunen Handschuhen der Dargestellten und ließen durchblicken, daß der Künstler nicht fähig sei, schöne Hände und Arme zu malen. Aber wie töricht dieser Vorwurf! Die Handschuhe sind ästhetisch gerechtfertigt, notwendig zum modernen Kostüm, charakteristisch für modernes gesellschaftliches Leben und sind hier in einer Weise gemalt, daß die Vorstellung sich nur seine, edel-geschnittene und durchgeistigte Hände unter dem schwedischen Leder denken kann.

In ausgezeichneten Radierungen hat Hertomer beide Bildnisse vervielfältigt. Aber wie meisterlich er auch mit Nadel und Aquarell zu arbeiten wußte, den höchsten Reiz atmen doch nur die farbigen Originale. Wer diese nicht gesehen hat, ist des vollen Zaubers verlustig gegangen und vermag ein wirklich zureichendes Urteil über sie auf Grund der schwarz-weißen Wiedergabe nicht zu fällen.

Hertomer ist der „Lenbach Englands“ genannt worden. Und mit Recht. Denn der Schwerpunkt seines künstlerischen Schaffens lag in der Bildnismalerei, und gleich Lenbach war er ein Seelenmaler, der die passiv-rezeptive Natur des Weibes ebenso scharf wie die Energie und Denkfraft des Mannes zu erfassen und auszuprägen verstand. Er hat Richard Wagner, Browning, Tennyson, Archibald Forbes, Stanlen, den Berliner Beckstein, Salisbury, den Orientalisten Max Müller, den Vater W. F. Warts, den Prinzregenten Luitpold von Bayern, den Heilsarmeegeneral Booth und viele andere bedeutende Männer gemalt und mit wenigen Ausnahmen ihr individuelles Leben und ihre besondere geistige Art zum vollkommenen Ausdruck gebracht. Sein Scharfsein ist ganz eiserne Willenskraft, und sein Tennyson ganz der nach höheren Sphären strebende Dichter. Dazu Gruppenbilder, wie die Anatoren im Charterhouse und die Magistratsitzung in Landsberg am Lech, die ebenso wie Knauts Gemeinderatsitzung der Dauensteiner Bayern den besten Leistungen niederländischer Kunst aus den Tagen des Hals, Rembrandt und van der Helst nicht fernsehen.

Bereits zu Anfang der achtziger Jahre hatte Hertomer als Bildnismaler solchen Ruf erlangt, daß in den Salons von seinen Leistungen mit derselben Anerkennung wie von denen eines Millais, Veighton und Frank Holl gesprochen wurde. Sich von ihm malen zu lassen, gehörte bei den Damen von Distinktion geradezu zum guten Ton. Ohne Bedenken wurden für ein Porträt mehr als hunderttausend Guineen gezahlt, denn von dem anerkannten Meister gemalt zu sein, gab die Anwartschaft, Mittelpunkt des allgemeinen Interesses und der Bewunderung zu werden und sogar der Unsterblichkeit nahe zu kommen. Ja, der Scherz ging um, daß Gatten und Väter gegen das öffentliche Ausstellen der sensatollen Bildnisse ihrer Gattinnen und Töchter wegen des leidigen Gerüchtes Protest erhoben und gedroht hätten, gegebenenfalls genau so zu handeln wie der ehrenwerte Dr. Maday, der das von Meissonier gemalte Porträt seiner Gattin in erhabenem Joru

einfach in den Ofen geworfen habe, weil ihm das ewige Gerüchte über Mrs. Maday unentraglich geworden sei.

Neben dem Porträtieren pflegte Hertomer das Genre in höherem Sinne und die Landschaft. Auf diesen Gebieten hat er sich auch nach kurzem Besuche der Kunstschulen in Southampton und South Kensington und der Akademie in München, wo ihn der Historienmaler Michael Echter kräftig förderte, die ersten Sporen verdient. Als er sich 1868 in dem englischen Dorf Huthie niederließ und zwei Bilder malte, die er im folgenden Jahr in der Dudley-Galerie zu London ausstellte, waren seine Verhältnisse der dürftigsten Art. Dann kam der Ausschlag; die Bilder gefielen, er siedelte nach London über, zeichnete durch Schärfe und Wahrheit ausgezeichnete Illustrationen für „The Graphic“, trat 1871 in die Gesellschaft der Aquarellisten ein und erregte mit seinen Aquarellen berechtigtes Aufsehen. Eine stätliche Reihe tüchtiger Leistungen füllte die nächsten Jahre aus. „Am Brunnen“, „Das Abendrot“, „Der Käsekrämer“, „Nach des Tages Rasten“, „Im Wald“, „Die Verhaftung des Wilddiebes“ und der figurenreiche „Gottesdienst der alten Invaliden im Hotel zu Chelsea“ seien aus der Fülle hervorgehoben. Diese Invaliden, meisterlich aquarelliert und von höchster Naturwahrheit, brachten ihm eine ehrenvolle Auszeichnung der Pariser Weltausstellung ein. Nachdem er dann in den Jahren 1876 bis 1878 das düstere Bild „An der Pforte des Todes“, die farbenreiche „Prozession in Bayern“ und die brillant charakterisierten alten Teetrinkerinnen im Arbeitshause geschaffen hatte, wandte er sich mehr und mehr der Bildnismalerei zu. Mit welchem Erfolge, ist schon gesagt worden. Für das Porträt der Miss Grant erhielt er in Berlin die große goldene Medaille — eine Auszeichnung, der sich zahlreiche andere im Laufe der Zeit hinzugesellten.

Aus den Schöpfungen der späteren Jahre sind noch die reizvolle Ansicht von Durehom, die den Titel „Unser Dorf“ trägt, die pathetische Schilderung der in New York ausgeschifften Auswanderer, das von den Invaliden beim sechzigjährigen Jubiläum der Königin Viktoria ausgebrachte „Doch der Königin“ und die schlichte gehaltenen und doch so ergreifende Glorifikation seiner Eltern und Großeltern, feiner, ehrenreicher Handwerkerstypen, zu nennen. In allen befand sich der echte und rechte Meister, der Zeichnung, Farbe und Licht zum mächtig wirkenden Trio zu einen weiß.

Gleich Leonardo da Vinci ewig hinund und aräbelnd, suchte er nach neuen Ausdrucksmitteln für seine Kunst. Er glaubte sie in Email zu finden und schuf, mit beispielloser Energie alle Schwierigkeiten überwindend, sein Selbstporträt, dann auf anderthalb Meter großen Platten die gedankenreichen Allegorien „Der Triumph der Stunde“ und „Das Alter der Schönheit“, sowie ein großes Bildnis Kaiser Wilhelms II. — Schöpfungen, die in den letzten Jahren in Schultes Berliner Ausstellung zur Ausstellung gelangten. Man hatte Grund, über die Meisterhaft, mit der das Email in diesen Riesentafeln behandelt war, zu staunen. Nur wer die Technik kennt, wer da weiß, wie mühselig die Arbeit ist, wie die Farben sich im Brande verändern, wie für gewisse durchscheinende Emails als Grund Silber- oder Goldplatten der Kupferplatte aufzulösen sind, und wie die farbigen Glaspulver drei-, vier- oder gar fünfmaliges Einschmelzen verlangen, bis sie die gewünschte Wirkung ergeben, kann die Leistungen des Meisters auf diesem Gebiete in ihrem Werte voll erkennen. Selbst die großen alten Meister des Emails, die Viovin, Félicaud, Petitot, waren technisch mit diesen Arbeiten übertriften. Aber der Wahrheit die Ehre! Der Künstler war zu weit gegangen — gegen seine Bilder, die mit dem nachgiebigen Pinsel, in den stätigen Wasserfarben — und den geschmeidigen Oelfarben gemalt sind, mußten diese riesigen Emailgemälde trotz ihrer Farbglut zurücktreten.

Auch auf einem anderen Feld versuchte er sich: er erfand ein Verfahren, auf Kupfer mit Druckerfarbe gemalte Bilder galvanoplastisch abzulagern und hiermit druckfähige Altschees herzustellen, deren Ergebnis sich ähnlich wie Schabkunst ausnimmt.

Aber mit alledem ist das Wirken Hertomers noch lange nicht erschöpft. Er hat als Lehrer in seinem Atelier und seiner Privatschule treffliche Saat gesät, hat als Mitglied der Royal Academy hervorragenden Einfluß geübt, hat vorzügliche Vorlesungen über Kunst gehalten, hat als leidenschaftlicher Musikfreund die Tonkunst gepflegt, hat gedichtet, dramatische Arbeiten geliefert, mit seinen Schülern große dramatische Vorstellungen inszeniert, hat gemalt, gezeichnet und geschnitten, denn er war durchglüht von einem rastlos lodernenden Feuer, das ihn zu immer neuer Arbeit hinstrieb. Wie bei den großen Meistern des Quattro- und Cinquecento ging ein uniderrselter Zug durch sein Wesen, und sein praktischer Sinn paarte sich mit tiefster Idealität. Nun er aus seinem schönen Mühenhübe Durehom bei Bushey ausgezogen und zur ewigen Ruhe eingegangen ist, mag die Kunst ihr Antlitz trauernd verhallen.

Daß er seiner deutschen Heimat trenn geliebt ist, trotzdem er in England Reichtum, Ansehen und Adel erwarb, gereicht ihm zur höchsten Ehre. Immer wieder zog es ihn nach dem stillen Waal und dem friedlichen Landsberg am Lech hin. Als Gabe brachte er den Landsbergern das köstliche Bild der Magistratsitzung dar. Auch erwarb er das bayerische Indigenat, wobei ihm die Absicht befiel, die Schwester seiner verstorbenen Frau heiraten zu können — eine Ehe, die nach englischem Gesetz nicht gestattet ist. Dem Indigenat fügte Prinzregent Luitpold den bayerischen Adel hinzu. Der Meister mag in England gelebt haben, aber sein Herz ist immer bei uns gewesen. Und darum wird ihn die Geschichte der Kunst für immer den Deutschen zugesellen.

Abenteuer mit dem „Kannibalenfisch.“

In einem neuen Reiseberichte über seine Forschungsreise in Südamerika, den Roosevelt soeben im Daily Telegraph erscheinen läßt, schildert der Expräsident der Vereinigten Staaten die Dampferfahrt den Paraguay hinaus und erzählt dabei einige Geschichten von dem blutigsten sog. Kannibalenfisch, der Piranha. Dieser kleine Fisch, der die Gestalt einer Scholle hat, gilt als einer der gefährlichsten Wasserbewohner der brasilianischen Flüsse; der Oberst Rondon, der im Auftrage der brasilianischen Regierung Roosevelt begleitete, konnte berichten, daß erst drei Wochen vor dem Ausbruch der Expedition ein Pfähriger Knabe in der Nähe von Couramba beim Baden von diesen Fischen angefallen und buchstäblich lebendig von ihnen aufgefressen wurde. Oberst Rondon hat selbst ein schmerzhaftes Abenteuer mit diesen seltsamen Fischen zu bestehen gehabt; er wollte baden, wählte sich am Flußrand eine flache Stelle aus, überzeugte sich sorgfältig, daß, wie Roosevelt schreibt, „keine menschenfressenden Fische in der Nähe waren; aber als er seinen Fuß ins Wasser setzte, griff ihn plötzlich einer dieser Fische an und biß ihm die Beine ab.“ Ein anderer Mann der Expedition wurde beim Durchwaten eines Flusses am Fußballen und an den Knöcheln angegriffen, wollte die Angreifer mit der Hand packen, wurde nun an den Händen erfaßt und konnte sich nur durch den glücklichen Zufall, daß ein über das Wasser reichender Ast in der Nähe war, retten und aus Land ziehen. Aber er war so furchtbar verletzt, daß sechs Monate verstrichen, ehe er wieder genesen war.

Die Piranhas, die Roosevelt so lebhaft beschäftigt, sind auch bereits von deutschen Forschern beobachtet und studiert worden. Schon Humboldt hat mit der Piranha (Serrasalmo Piraha) während seiner südamerikanischen Reise ähnliche Erfahrungen gemacht und beobachtet; er erzählt er: „Die schlüpfenden Wellen des Pirava waren bei der unaussprechlichen Hitze für unsere Gesundheit die größte Graudung, welche uns aber leider nur zu bald vergält wurde, da einem der Indianerknaben, welche uns gefolgt waren, beim Ueberschwimmen des Flusses von den gefährlichen Pirahas ein großes Stück Fleisch aus dem Fuß gerissen wurde. Das schreckliche Ausschreien des Knaben, als er die Wunde erhielt, ließ uns anfänglich fürchten, er sei die Beute eines Raubtiers geworden. Schreck und Schmerz hatten ihn so erschüttert, daß er kaum das Ufer erreichen konnte. Gießt man ein paar Tropfen Blut ins Wasser, so kommen sie zu Tausenden herauf, an Stellen, wo der Fluß ganz klar und kein Fisch zu sehen war. Warfen wir kleine blutige Fleischstücke ins Wasser, in wenigen Minuten waren zahlreich Schwärme von Karabensischen da und stritten sich um den Fraß.“ Und ein anderer deutscher Forscher, Schomburgk, muß bei seinen Studien über die Raubgier der Piranhas beobachtet, daß die gefährlichen Fische sogar ihre eigene Art nicht schonen.

Das Ochsen und andere Tiere, wenn sie beim Schwimmen unter einem Schwarm dieser fürchterlichen Fische geraten, buchstäblich zerstückt werden, wurde schon oft festgestellt. Den Hund wird von diesen Raubfischen nicht selten beim Trinken Raje oder Pijpe abgerissen, und Dobrizhoffer weiß mitzuteilen, daß zwei spanische Soldaten mit ihrem Verden bei dem Uebergang durch einen Fluß von den Piranhas angegriffen und getötet wurden. Dasselbe berichtet Humboldt; er erzählt, daß die Fische den Menschen beim Baden und Schwimmen angriffen. „Mit man anfänglich auch nur unbedeutend verletz, so kommt man doch nur schwer aus dem Wasser, ohne die schlimmsten Verletzungen davonzutragen. Verschiedene Indianer zeigten uns an Waden und Schenkel vernarbte, sehr tiefe Wunden, welche von diesen kleinen Tieren herühren.“

Die Tricks des Taschendiebes.

„Die größte Ermittlung zu seinem Bernie gibt dem Taschendiebe das Publikum,“ urteilt ein Londoner Detektiv in einer englischen Zeitschrift, in der er Interessantes aus seiner Amtstätigkeit bei der Bekämpfung des Taschendiebstahles erzählt und einige häufig wiederkehrende Tricks des modernen Taschendiebes verrät.

So lange Frauen mit kleinen silbernen Täschchen durch die Straßen wandeln, Abdules tragen, in denen man bei jedem Schritt das Gold klappern hört, solange Männer ihre goldenen Uhren und Ketten zur Schau stellen, solange wird die Armee der Taschendiebe wachsen, „ja, ich muß offen gestehen, daß mein Mitgeföhl oft genug auf Seiten des Taschendiebes ist, dem das Publikum auf Schritt und Tritt die Verhinderung gleichsam unter die Nase hält.“ Mit der Aufmerksamkeit ist es nicht getan, denn gerade darin weih der Taschendieb immer wieder sein Opfer zu überlisten, ist es doch eine seiner wichtigsten Aufgaben, das Interesse oder die Aufmerksamkeit des erwählten Opfers abzulenken, damit der Kniff gelinge. Mit der Zeit haben sich eine ganze Reihe bestimmter Tricks herausgebildet. Wenn du in der Straßenbahn oder in der Untergrundbahn im Gedränge sitzt und dich irgendwo mit erhobener Arme festhält — dann hüte dich vor dem Manne, der bei jeder Kurve oder bei jedem Anhalten des Wagens sein Gleichgewicht verliert und gegen dich röhrt. Hüte dich vor dem Manne, der dir so ins Gesicht atmet, daß du dein

Kopf beiseite wenden willst, hüte dich vor dem Manne, der dir auf die Füße tritt oder in irgendeiner Weise lästig wird. Er will nur deine Aufmerksamkeit ablenken, und während er dich stößt oder belästigt und sich dabei entschuldigt, wird er es verstehen, sich unbemerkt darüber zu informieren, wo du dein Geld trägst. Und im Handumdrehen ist es verschwunden. Trägst du eine kostbare Brustnadel oder eine Krawattennadel von hohem Werte, dann hüte dich vor dem Nachbar, der neben dir in der Straßenbahn in seine Zeitungslücke vertieft ist und mit der Handhabung der großen Zeitung Schwierigkeiten hat. Wenn er die Mäntel wendet, fährt er dir fast ins Gesicht, die Bogen rascheln an deinen Augen vorüber, du beugst den Kopf zurück; aber später wirst du merken, daß deine kostbare Nadel verschwunden ist. Auch kein Sicherheitshalter bietet Schutz, denn dann wird der Dieb mit einer geradezu märchenhaften Geschwindigkeit mit Hilfe einer winzigen Kneißzange den Stein aus der Nadel entfernen, ehe du es merkst. Denn die Taschendiebe sind in der Schnelligkeit und in der Sicherheit ihrer Bewegungen auch wahre Taschenspieler, und viele von ihnen könnten sich durch Vorführung ihrer Kunst im Variete ein hübsches Vermögen erwerben. Die besten Krawattennadeliebe sind übrigens Frauen, und sie arbeiten in den Nachstunden. Meist sind es sehr hübsche elegante Frauen, und die Basis zu der Operation ist die scheinbare Dablung eines Annäherungsversuches. Solche Frauen sind meistens zu zweit; auf der Straße sieht man zwei Damen vor sich hergehen, plötzlich stolpert die eine, stürzt, kaum anscheinend nicht wieder aufstehen, die Gefährtin sucht ihr zu helfen, benimmt sich ungeschickt und hilflos; gänzlich eilt der Herr herbei, hebt die Gestürzte auf, freundliche Dankesworte, ein zartes Erörten; und wenn der Herr von seiner Mitleidigkeit befriedigt weiter wandert, ist er um Preisfische und Portemonnaie erleichtert. Im stehen arbeiten die Taschendiebe natürlich in Menschengruppen, im Gedränge. Sie haben keine Mühe, einen Anlauf zustande zu bringen; entweder „arbeiter“ ein scheinbar betrunkenes Komplize, indem er in die Gasse fällt, nicht aufsteht, eine Szene macht, oder zwei Helfershelfer beginnen einen Streit und prägen sich — im Nu strömen die Menschen zusammen und die denkbar beste „Operationsbasis“ ist geschaffen. Der Passant, der der Neugier nicht widerstehen kann, ist schnell ausgereinigt. Es hilft auch nichts, die Hand in die Tasche zu stecken und hier kampfsucht das Portemonnaie festzuhalten. Dann wird der Taschendieb mit tragender Bewegung an den Hut des erwählten Opfers stoßen, um den fallenden Hut zu fassen, zieht man unwillkürlich die Hand aus der Tasche. Den Hut wird man zwar wiederbekommen, aber das Portemonnaie ist inzwischen verschwunden. Einer der gefährlichsten Taschendiebe der Gegenwart arbeitet mit einem Diamantring, an dem ein Teil der Fassung, meistens geschliffen, unmerkbar über den Stein hinausragt. Damit schnidet er blitzschnell im Gedränge die ganze Tasche seines Opfers auf.

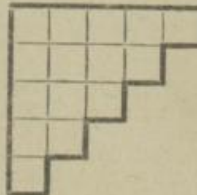
Vermischtes.

* Aus der Welt der „Elegance“. Neben dem „Jahreskalender des Weltreisenden“, den die Zeitschrift „Die Dame“ — nicht zu verwechseln mit der Wochenschrift „Die deutsche Frau“ — kürzlich brachte, stellt „Die elegante Welt“ Regeln auf, wie sich „der Herr“ oder „die Dame“ (um Gotteswillen nicht das alte edle deutsche Wort „die Frau“) im Hause und außer dem Hause zu benehmen, ferner, was der „Gent“ alles einzuwenden und bei sich zu führen habe, um „mondain“ zu erscheinen, das alles wird dann durch die Vorschriften eines „Tanzbreviers“ abgelöst. Dazu bemerkt eine große deutsche Tageszeitung treffend: „Es ist merkwürdig, wie man sich heutzutage Mühe gibt, den biederen deutschen Spießbürger „zur höheren Kultur zu erziehen“; denn die wirklich Vornehmen brauchen es doch nicht, und die „Parvenus“ werden trotzdem die Fremdwörter weiter verwechseln!“ (L. Fränkel (Ludwigshafen)).

* Gr undlich. „Für das Herausziehen des Zahnes, meine Gnädige, liondiere ich fünf Schilling.“ „Aber, Herr Doktor, ist das nicht sehr teuer? Andere machen es für einen.“ „Das ist richtig, aber sie müssen bedenken, daß solche Leute ihre Arbeit sehr schnell machen, während ich bis zu einer Stunde an einem Zahn ziehe.“

Magisches Dreieck.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben e, o, i, l, n, a, r, r, s, s, s, t, t derart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:



1. Männlichen Vornamen.
2. Eine Getreideart.
3. Kind in Afrika.
4. Teil von Hesse.
5. Einen Buchstaben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichklangrätsels in voriger Nummer: „Ball“ (beim Billard- u. Spiel, als Kinderpielzeug) und als gesellschaftliches Fest.